



DEUTSCHES
HYGIENE-MUSEUM
DRESDEN



ORTE
DES GLÜCKS

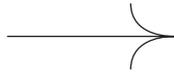
”



EIN SPAZIERGANG
IN GORBITZ

“

ORTE DES GLÜCKS



EIN SPAZIERGANG IN GORBITZ

Ist Gorbitz ein Glücksort? In Dresdens größtem Plattenbauviertel leben fast 22.000 Menschen und auch, wenn wir nicht mit allen sprechen konnten, sind wir uns sicher: Sie wollen glücklich sein – was auch immer das für die Einzelne oder den Einzelnen bedeutet. Wir haben die Menschen in Gorbitz gefragt, an welchen Orten sie glücklich sind. Wo stärken sie ihre Kräfte, finden Verbindung mit der Natur, mit anderen, mit sich selbst? Entstanden sind zehn Porträts, die von Gemeinschaft erzählen, von alltäglichen Herausforderungen und Schicksalsschlägen, aber auch von Widerstandsfähigkeit, Freude und Freundlichkeit. Gorbitz setzt sich aus vielen kleinen und großen Glücksorten zusammen. In der Ausstellung und einem Stadtteilrundgang stellen wir Ihnen einige dieser Orte vor. Glück wird im Schulgarten angebaut, auf den Frühstückstisch gestellt, man bückt sich nach ihm am Supermarktregal oder es wächst auf dem Balkon. Glück findet sich möglicherweise nicht immer dort, wo man es erwartet. Aber oft genau da, wo es gebraucht wird.

Wir danken herzlich allen Beteiligten an diesem Projekt und unseren Kooperationspartner:innen in Gorbitz, die dieses Vorhaben durch ihre Unterstützung ermöglicht haben.

Cornelia Reichel und *Kristin Heinig*
Deutsches Hygiene-Museum Dresden

Ein Projekt im Rahmen der Sonderausstellung
„Hello Happiness!“



GORBITZ FRÜHER UND HEUTE

GEDANKEN EINER GORBITZERIN



Am 21. August 1981 war es endlich so weit: Der Grundstein für die neue Wohnsiedlung in Gorbitz wurde gelegt. Die Medien feierten das Ereignis gebühlich. Und auch die Dresdner waren hocherfreut, war doch die Wohnungsnot in der DDR allgemein bekannt. Das kurz zuvor entstandene Neubaugebiet im Stadtteil Prohlis reichte nicht aus, ein noch größeres sollte entstehen.

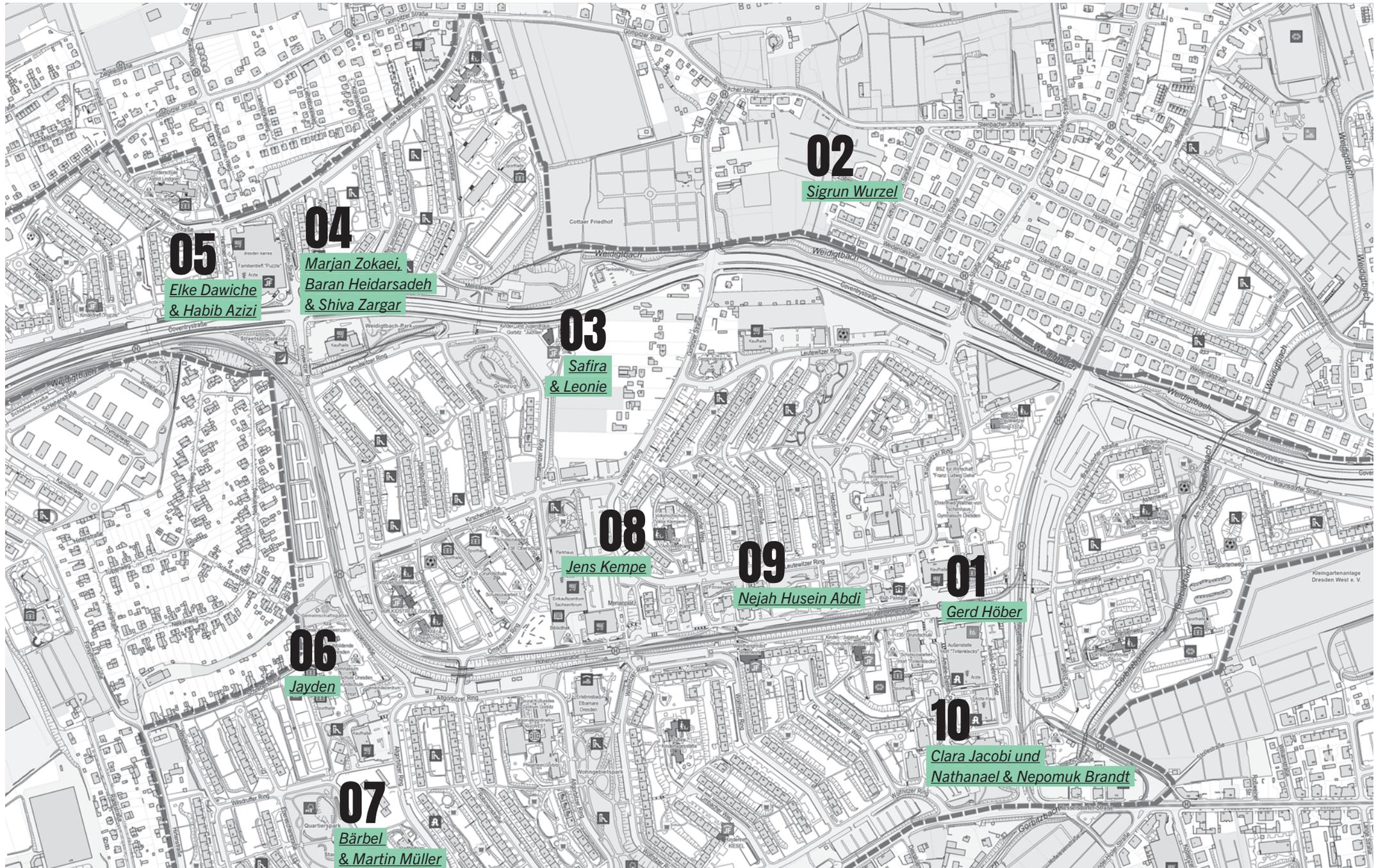
Auch wir, mein Mann und ich, waren auf Wohnungssuche. Durch die Geburt unserer Tochter 1980 war unsere Familie gewachsen. Aber die wenigen Wohnungen, die zur Verfügung standen, wurden zentral oder durch die betriebliche Wohnungskommission vergeben. Dies lief über ein kompliziertes Dringlichkeitsverfahren. Als Ledige hatte man da kaum Chancen. Und auch für uns mit nur einem Kind schienen die Erfolgsaussichten gering. Also musste aus unserer Sicht die Dringlichkeit durch eine weitere Schwangerschaft erhöht werden. Das half. Im Juni 1982 erhielten wir die Zuweisung für eine Vier-Raum-Wohnung ohne Balkon im neu entstehenden Neubaugebiet Gorbitz. Wir waren überglücklich. Der fehlende Balkon störte uns gar nicht.

Die AWG-Anteile (Arbeiter-Wohnungs-Genossenschaft) von 2.400 DDR-Mark waren unsererseits bereits eingezahlt. Die geforderten Arbeitsleistungen von 850 Stunden hatten wir mit 375 Stunden teilweise geleistet. Mein damaliger Mann arbeitete im VTKD (Verkehrs- und Tiefbaukombinat Dresden). Der Betrieb war am Aufbau von Gorbitz beteiligt. Dadurch hatten wir die Möglichkeit, die restlichen 475 Stunden in Wohnnähe abzuleisten. Wir kümmerten uns mit um den Anstrich der neuen Brückengeländer über den Gorbitzbach. Dabei konnten wir auch gleich die geforderten VMI-Stunden (Volksmassen-Initiative) in Höhe von 10 Stunden pro Jahr absolvieren. Außerdem mussten wir noch 40 Mark für die Wannenverkleidung und 116 Mark für ein zweites Waschbecken in der Diele bezahlen. Dieses war in größeren Wohnungen gleich eingebaut. [...]

Wie alle nahmen wir am Anfang den Dreck und den Staub auf der Straße und im Hof in Kauf. [...] Im Frühjahr 1983 wurde endlich Mutterboden angefahren, Gras gesät und Bäume gepflanzt. Heute sind die Bäume schön groß und dienen als Schattenspender und für Vögel als Nistplatz. Die Kinder haben viel Raum zum Spielen und die Erwachsenen können auf dem Rasen ein Sonnenbad nehmen und abends grillen. Im Winter dienen die inzwischen begrünt und bepflanzen Schuttberge in den Innenhöfen den Kindern als Rodelhügel. Meine sechs Kinder sind in Gorbitz in die Schule gegangen und groß geworden. Für mich persönlich ist es das größte Glück, dass ich schließlich in Gorbitz die Liebe meines Lebens gefunden habe: Fast drei Jahrzehnte verbringe ich inzwischen mit einem Mann, der mir hier begegnet ist. Er war als Vertragsarbeiter aus Vietnam in die DDR gekommen. Ich bin so froh darüber, dass ich ihn getroffen habe, so dankbar.

Gorbitz ist ein attraktiver Stadtteil geworden. Die Wohnungen wurden nach der Wende nach und nach saniert. Kulturell gibt es für alle Altersklassen vielseitige Angebote. Sogar Sportplätze für Senioren wurden errichtet. Viele Organisationen, Vereine und Initiativen sind in Gorbitz sesshaft geworden. Wer will, kann jederzeit aktiv an der Gestaltung seines Wohngebiets mitwirken. Die Möglichkeiten sind vielfältig. Ich fühle mich hier wohl und möchte das Wohngebiet nicht mehr verlassen.

Barbara Müller, SG Westhang – Schreibwerkstatt Gorbitz
(Leicht veränderter Auszug aus der Extra-Ausgabe der Gorbitzer Nachrichten zum 40-jährigen Jubiläum des Stadtteils, 2021)





Gerd Höber

„Das stehst du nicht allein durch!“

Für Gerd Höber ist sie seine Schlagader: Entlang der Gorbitzer Höhenpromenade findet er an verschiedenen Orten Gemeinschaft.

Gerd Höber, Jahrgang 1947, ist ein fröhlicher, lebendiger Mann, schlank, sportlich in Jeans, einer, der rote Wangen bekommen kann und dessen Augen strahlen, wenn er erzählt. Ein wacher Mensch. „Und dann hatte ich auch noch Krebs“, sagt er wie nebenbei, als er die verschiedenen Freizeitangebote aufzählt, die er wahrnimmt. Neben Nordic Walking, Gymnastik, Wanderungen, Fitness ist da eben auch die Selbsthilfegruppe für Krebskranke. „Das stehst du nicht allein durch!“, sagt Gerd Höber, fast schon fröhlich. Er sucht Gemeinschaft und findet sie an der Höhenpromenade. Sie ist in Gorbitz der Ort, der ihn besonders glücklich macht, seine Schlagader. Von den Fenstern seiner Wohnung aus kann er auf sie blicken, hier liegen viele für ihn wichtige Anlaufpunkte. Schräg gegenüber seinem Haus, auf der anderen Seite der Höhenpromenade, befindet sich das Pflegeheim, in dem seine Frau Angelika lebt. Und auch der Nachbarschaftshilfverein ist hier. „Häkelclub“, habe er zuerst gedacht, aber dann entdeckte er Computerkurse, Ausflüge, Sportangebote und viele andere Möglichkeiten, in Gemeinschaft zu sein. Sein „zweites Wohnzimmer“ sei der Verein nun. Wenn Gerd Höber auf der Höhenpromenade unterwegs ist, grüßen ihn viele Menschen. Er ist immer in Bewegung. Alle zwei bis drei Tage besucht er seine Frau. Im Jahr 2000, da war sie 50 Jahre alt, bekam Angelika die Diagnose Multiple Sklerose. Gerd Höber pflegte seine Frau zu Hause, bis es irgendwann nicht mehr ging. Mittlerweile ist sie fast vollständig erblindet, kann kaum noch gehen, ihre Hände werden taub und auch ihre geistigen Kräfte lassen nach.

Einmal pro Woche nimmt Gerd Höber seine Frau mit auf die Höhenpromenade. Die Pfleger setzen sie dann in einen Rollstuhl und er schiebt Angelika den Fußweg entlang. Sie essen irgendwo ein Eis oder trinken einen Kaffee. Die Promenade ließe sich seit dem Umbau wunderbar mit dem Rollstuhl befahren, sagt Höber. Das ermögliche es seiner Frau, weiterhin am Leben draußen teilzuhaben. Weil Angelika kaum noch etwas sieht, reißt Gerd manchmal eine Blüte für sie ab, zum Beispiel von den orangefarbenen Rosen, die hier überall wachsen. Er gibt sie ihr in die Hand und sie kann daran riechen. „Sie hält die Blüten immer ganz fest. Sie nimmt sie mit ins Pflegeheim und legt sie neben ihr Bett auf den Nachttisch.“ So kommt ein kleiner Gruß von der Höhenpromenade zu ihr ins Zimmer, bis ihr Mann sie das nächste Mal spazieren fährt.



Seit über fünfzig Jahren sind Gerd und Angelika verheiratet. Es gibt Fotos, die ihre beiden Töchter – in den 1970er- und 1980er-Jahren geboren – spielend auf großen Brachflächen zeigen, aus denen später Hochhäuser wuchsen. Jenes, in dem die Höbers wohnten, wurde 2007 abgerissen. Die Töchter leben nicht mehr in Gorbitz, Gerd und Angelika blieben. Nun wohnen sie rechts und links der Höhenpromenade, nah beieinander, miteinander verbunden. Wenn Gerd Höber Angelika im Rollstuhl schiebt, spricht er mit ihr, obwohl ihre Möglichkeiten, sich zu unterhalten, mittlerweile sehr eingeschränkt sind. „Sie kann nur noch mit Ja und Nein antworten. Ich frage sie: Freust du dich? Dann sagt sie: Ja. Wenn sie mich hört, weiß sie, dass es mir gut geht, dass ich da bin und sie gern habe. Das gibt ihr Ruhe.“

„Jetzt mal nichts mehr machen“, hat seine Ärztin zu Gerd Höber gesagt. Am Wochenende hatte er sich versehentlich eine Thermoskanne auf den Fuß fallen lassen. „Aber das macht man doch nicht!“, mahnt scherzhaft eine Bekannte, die er vor dem Nachbarschaftshilfverein trifft. „Das hab’ ich mir im Nachhinein dann auch gedacht“, antwortet er und die beiden lachen. Heute also kein Sportkurs für ihn. „Aber nächste Woche bin ich wieder fit!“, ruft Gerd Höber und läuft die Höhenpromenade entlang nach Hause.



Sigrun Wurzel

„Manchmal würde ich mir jemanden wünschen, der mir auf die Schulter klopft und mich lobt für alles, was ich hier geschafft habe.“

Gartenarbeit hilft Sigrun Wurzel, sich zu erden.



Wenn Besucher zu Sigrun Wurzel in die Gartensparte kommen, dann lässt sie sie gerne raten: „Welcher Garten ist wohl meiner?“ Die meisten wissen es sofort: Der mit den farbigen Tassen auf den Zaunpfosten, mit den bemalten Steinen, verzierten Blumenkübeln („Ich liebe bunt!“), der Garten mit den alten Dingen vom Flohmarkt. Der Garten, der etwas „wilder“ aussieht als die anderen. „Mein verwunschener Garten“, sagt Sigrun Wurzel und lacht. Zwischen Hibiskus, Rosen, Malven und Lampionblumen stehen auch ein paar Gartenzwerge. „Kleinbürgerlich, das passt eigentlich gar nicht zu mir, aber es sind Geschenke.“ So manches hier hat die 65-Jährige geschenkt bekommen oder günstig organisiert. Als Bürgergeld-Empfängerin achtet sie auf die Finanzen. Sigrun Wurzel arbeitete lange im Lager eines Pharmagroßhandels, körperlich und geistig eine herausfordernde Tätigkeit, danach kamen verschiedene Minijobs, dann kam die Arthrose. „Ich kann mich im Garten nicht mehr hinknien, dadurch habe ich dann auch noch Rückenprobleme bekommen. Früher war ich immer wandern, jetzt schaff' ich nur noch zwei Kilometer. Ich bin in meinen Aktivitäten eingeschränkt.“

In ihrer Heimatstadt Berlin hatte Sigrun Wurzel auch einen Garten, vor 13 Jahren verließ sie die Stadt. „Mir wurde alles zu groß und zu laut, ich bin immer schwieriger zurechtgekommen. Dresden ist heimeliger. In Berlin bin ich auch nicht mehr so richtig glücklich gewesen, wegen meiner Scheidung.“

Auch in Dresden suchte sie wieder nach einem Garten, denn sie weiß, was er für ihr seelisches Befinden tut: „Die Natur und die Arbeit im Freien haben mir durch depressive Phasen geholfen. Bei Frust oder wenn ich in einem Tief stecke, fühle ich mich hier sofort besser. Es ist auch schön, etwas zu schaffen, das man dann sieht. Ich wühle ohne Handschuhe im Boden, die Erde erdet mich. Ich bin Sternzeichen Wassermann, ein Luftzeichen, wir brauchen das zum Ausgleich.“ Freiheitsliebend sei sie und habe einen Drang zu Veränderungen, die seien bei ihr an der Tagesordnung. Manchmal sei sie allerdings auch zu arglos und vertrauensvoll. „Ich sehe immer das Gute und wurde auch schon ausgenutzt. Was Männer betrifft liebe ich offensichtlich die schwierigen Fälle, die in mir etwas Mütterliches sehen. Aber ich muss mich um mich selbst kümmern.“ Im Laufe ihres Lebens sei sie daher misstrauischer geworden. Aktuell ist Kater Bounty ihr einziger Mitbewohner, den hat sie aus einem Tierheim. „Er ist mein kleiner Partner, meine Freude und Aufgabe.“

Trotz mancher Enttäuschungen bleibt Sigrun Wurzel offen, probiert gern aus und hat Träume. „Man kann sein Naturell nicht ändern“, sagt sie und lacht. Am liebsten hätte sie einen Tante-Emma-Laden, „so mit Zeitungen, Kaffchen und Quatschen. Das wär' meins! Aber da muss ich mich oft wieder auf den Boden der Tatsachen zurückholen. Ich verstehe viele Leute nicht, die jünger sind als ich, aber zögern und sich ausruhen.“

Sigrun Wurzel arbeitet ehrenamtlich in der Gorbitzer Sozialberatungsstelle „Mittelpunkt“, dort organisiert sie einen Frühstückstreff, kauft ein, gießt Blumen, bringt den Müll raus. „Da gibt es immer jemanden zum Quatschen, das genieße ich. Mir wird auch geholfen, wenn ich Probleme mit dem Jobcenter habe oder mit meinem Smartphone. Manchmal werde aber auch ich um Rat gefragt, da freue ich mich.“

Ihre Lieblingsecke im Garten ist am Teich, den sie selbst gebuddelt hat, dort liest sie Gartenbücher, trinkt einen Kaffee, ruht sich aus. „Manchmal würde ich mir jemanden wünschen, der mir auf die Schulter klopft und mich lobt für alles, was ich hier geschafft habe. Aber naja, wenn gerade niemand da ist, dann klopft man sich eben selbst auf die Schulter. Funktioniert nicht immer, aber manchmal schon.“



Safira und Leonie

„Es gibt eigentlich keinen Tag, an dem wir nicht hier sind.“

Safira und Leonie genießen ihre Teenagerzeit im Jugendtreff Juchten.

Laute Musik pumpt durch den Raum, Leonie dreht sich, schwingt die Arme, ihr langes Haar fliegt durch die Luft. Safira sitzt auf dem Sofa, wippt mit dem Fuß im Takt und schaut ihr zu. „Ich tanz’ den ganzen Tag“, ruft Leonie. „Wenn ich nicht weiß, was ich tun soll, dann tanze ich!“ Und Safira? „Tanzen ist nicht so meins“, sagt sie. „Ich sing’ die Texte mit.“ Für die beiden 14-jährigen Freundinnen ist ihr Glücksort das Gorbitzer Kinder- und Jugendhaus Juchten. „Es gibt eigentlich keinen Tag, an dem wir nicht hier sind“, stellt Safira fest. Das Juchten ist ein ganzes Haus nur für junge Leute, es gibt einen Bereich mit Café, Sofas, Billard und Kicker, einen Kräutergarten, man kann hier Sport treiben, verschiedene Kurse besuchen, seinen Geburtstag feiern; im Sommer wird draußen auf der Wiese ein Pool aufgestellt. Ein Ort zum Rummhängen, Reden, Flirten, Ausprobieren. Es gibt erste Konflikte, erste Konfliktlösungen, Freundschaften entstehen, Liebeleien, Beziehungen. Erwachsene jenseits der 27 haben keinen Zutritt – bis auf die Mitarbeiter natürlich, die hier für die jungen Leute da sind. Leonie und Safira sind meist im „Action-Raum“, wo man viel Platz hat, um sich zu bewegen, wo es ein paar Sitzgelegenheiten gibt, einen Spiegel, der super ist zum Selfies-Machen, zwei Bluetoothboxen, mit denen man sein Handy verbinden und laut die eigene Playlist abspielen kann. Man könne hier aber auch mal die Tür zumachen, erklären die beiden, dann habe man Privatsphäre zum Reden und könne die Jungs aussperren, wenn sie nerven.

Leonie ist in der Tanzgruppe des Juchten. Zurzeit setzen dort sechs Mädchen mit Tanztrainerin Jessie aktuelle Hits, Hip-Hop, House tänzerisch um. Jessie lässt sich von den Mädchen Musik vorschlagen, daraus schneidet sie Medleys zusammen. In manchen der Lieder geht es darum, dass Frauen „bitches“ seien und ihren Körper zeigen oder zumindest damit „wackeln“ sollen. Stört das Leonie und Safira? Verlegenes Lachen. „Naja, wir achten eher auf den Beat“, räumt Leonie ein. Ihr Englisch sei zu schlecht, sodass sie die Texte oft nicht genau kenne. Manchmal nutze sie einen Onlineübersetzer. „Oder du schickst sie mir“, sagt Safira. Dann schaut sich die Freundin die Texte an und erzählt Leonie, worum es in dem Lied geht.

Beim Entwickeln der Choreografien können sich die Mädchen eigene Bewegungen ausdenken. „Ich hör’ das Lied zwanzig Mal und dann kommt ein Schritt aus mir heraus“, erklärt Leonie. „Man tanzt mit seinen Gefühlen.“



Die Tanzgruppe gibt es schon seit einigen Jahren. Leonie gefällt es, dass sie auch öffentliche Auftritte haben, zum Beispiel beim Weltmädchen- oder -frauentag. Jede Woche treffen sie sich ein oder zwei Mal zum Training im Juchten. Das Tanzen helfe ihr, sagt Leonie, wenn es zu Hause oder in der Schule einmal nicht so gut laufe. Früher dachte sie, dass sie den Tanz vielleicht sogar zu ihrem Beruf machen könne. Heute ist sie anderer Meinung, ihre Zukunft sieht sie in einem Pflegeberuf, „etwas mit Menschen“. Safira würde auch gern etwas Soziales machen, zum Beispiel Kindererzieherin werden. Sie fährt aus der Friedrichstadt ins Juchten, Leonie wohnt in Gorbitz. „Nach der Schule kommen wir immer hierher“, sagt Safira. „Und gehen erst, wenn wir rausgeschmissen werden, wenn einer sagt, dass zick ist.“ Warum verbringen die beiden hier so gern ihre Zeit? „Die Mitarbeiter sind toll! Du kannst immer zu ihnen kommen und mit ihnen über deine Sorgen reden“, erklärt Safira. „Sie kommen auch auf dich zu, wenn sie sehen, dass es dir nicht gut geht.“ – „Die hier arbeiten, das sind Traummenschen!“, schwärmt Leonie.

Und dann wird Safira plötzlich doch noch zum Tanzen verführt: Leonie will ein Tiktok-Video mit ihr drehen. Die beiden lehnen ein Handy in einer Ecke des Raumes an die Wand, werfen sich davor in Pose – und tanzen gemeinsam eine kleine Choreografie, bis sie sitzt, dabei lachen sie sehr viel. Nachdem sie auf „Senden“ geklickt haben, liegen sie sich fröhlich in den Armen.



Marjan Zokaei, Baran Heidarsadeh und Shiva Zargar

„Jeder Mensch ist ein Buch.“

Beim Frühstück im Frauengesundheitsprojekt MEDEA

liest Marjan Zokaei in vielen verschiedenen Lebensgeschichten.

Eine Frühstückstafel aus zusammengeschobenen kleinen Tischen. Darauf Fladenbrot, Fetakäse mit Minze, Tomatenscheiben, Melonenstücke und vieles andere. Es gibt schwarzen Tee. Zehn Frauen sitzen um die Tafel. Manche tragen Kopftuch, die meisten nicht. Sie strahlen einander an, lächeln ermutigend, Warmherzigkeit durchströmt den Raum.

„Lasst euch bitte etwas Kreatives einfallen, wenn ihr euch vorstellt“, mahnt Mitarbeiterin Marjan Zokaei mit einem Augenzwinkern. „Dabei interessiert nicht so sehr, ob ihr zum Beispiel verheiratet seid oder wie viele Kinder ihr habt. Erzählt uns etwas Überraschendes!“ Jetzt ist jede einzelne Frau gefragt, von sich zu berichten.

Wir sind beim Frauenfrühstück im MEDEA International, das es seit 2016 in Gorbitz gibt. Die Frauen, die sich hier treffen, kommen unter anderem aus dem Iran, aus Afghanistan oder Syrien. Manche von ihnen sind schon länger hier und können sich gut auf Deutsch ausdrücken, andere fangen gerade erst an, die Sprache zu lernen.

Shiva Zargar stellt sich vor. Die 33-Jährige kam vor zwei Jahren aus dem Iran nach Deutschland. Sie erzählt den anderen von ihren Hobbys, etwa vom Fahrradfahren. Fahrradfahren zu lernen ist für viele Frauen, die aus dem Nahen Osten oder arabischen Ländern nach Deutschland kommen, ein Akt der Freiheit. Das MEDEA bietet jedes Jahr Fahrradkurse für Frauen an, Shiva hilft dabei ehrenamtlich mit. Die meisten hier durften in ihren Herkunftsländern, anders als Männer, in der Öffentlichkeit nicht Rad fahren; bisher haben sie höchstens in abgeschlossenen Parks ein paar Runden zum Vergnügen gedreht oder es erst gar nicht gelernt, manchmal aus Angst. Keine von ihnen nutzte das Fahrrad, um zum Beispiel einkaufen zu fahren oder die Kinder abzuholen. Da die Frauen manchmal auch keinen Führerschein machen durften, waren sie stets auf Männer angewiesen, wenn sie von A nach B kommen wollten. Fahrradfahren bedeutet Unabhängigkeit.

Shiva ist Lebensmitteltechnologin; im Iran kontrollierte sie in einem Fleischbetrieb die Qualität der Nahrungsmittel. Sie ist verheiratet, ihr Mann unterstützt ihre Ambitionen, nach ihrem Sprachkurs eine neue Arbeit zu finden. Der MEDEA-Treff ist Shivas Lieblingsort in Gorbitz. „Ich finde hier Kontakt zu anderen Frauen und wir sind ein Team. Die Gruppe hat eine positive Energie und Freundschaften entstehen.“ Die Frauen gehen gemeinsam in Ausstellungen oder Konzerte, der Verein bietet ihnen Möglichkeiten, sich mit dem Leben in Deutschland vertraut zu machen. Es gibt Austausch zu gesellschaftlichen Normen und Rollenerwartungen, Workshops zur sexuellen Aufklärung und Verhütung und zum Thema Gewaltprävention.

Manche der Frauen leben in Gorbitz, andere kommen aus der Neustadt, aus Mitte oder Leuben hierher. Bei einigen reichen die Sprachkenntnisse vorerst nur für ein „Ich heiße ...“ und „Ich habe ... Kinder“. Aber Marjan lockt aus jeder Besucherin doch noch etwas Besonderes hervor, stellt die Stärken der Frauen in den Mittelpunkt. Eine zum Beispiel ist eine tolle Köchin und bringt oft Selbstgemachtes zum Frauenfrühstück mit, eine Näherin hilft, wenn jemand ein Kleidungsstück geändert haben möchte, eine Agrartechnologin kümmert sich um die Pflanzen, die auf dem Balkon des Medea wachsen. Jede hier, das macht ihnen Marjan immer wieder deutlich, bringt etwas Wertvolles ein, beim Frauenfrühstück und in der Gesellschaft. Wenn die Frauen bei Unterhaltungen in ihre Muttersprachen verfallen, weist Marjan freundlich, aber bestimmt darauf hin, dass sie Deutsch sprechen mögen.

Auch die 38-jährige Baran Heidarsadeh ist im MEDEA glücklich. Sie kam vor vier Jahren aus dem Iran nach Deutschland. „Das hier ist ein guter Ort“, sagt Baran. „Es ist sehr wichtig, was hier passiert, dass wir lernen und dass wir uns gegenseitig helfen.“ Baran fährt alle Wege mit dem Fahrrad, sie ist sportlich und bietet ehrenamtlich im Medea verschiedene Bewegungskurse an. Außerdem macht sie Musik. Sie setzt sich auf den Elbwiesen ins Gras und spielt ihr Handpan, ein Metallinstrument, mit dem sich durch sanftes Schlagen der Hände träumerische Klänge erzeugen lassen. Die anderen Frauen sind neugierig, wie so ein Handpan aussieht. Baran zeigt ihnen ein Video – mit geschlossenen Augen spielt sie eine sehnsuchtsvolle Melodie.



Baran hat Familienpsychologie studiert. Ihr Mann wollte nicht, dass sie arbeitet. Sie durfte auch keinen Führerschein machen und ihr Mann hatte sogar Probleme damit, wenn sie sich ein Kleid in einer bestimmten Farbe kaufte. Baran ließ sich scheiden und kam mit ihren beiden Söhnen nach Deutschland. Sie will eine Ausbildung machen. „Wenn die Frauen verstehen, welche Möglichkeiten sie hier haben, sind sie in keiner Weise von Männern abhängig“, sagt Baran. Shiva pflichtet ihr bei: „Wenn die Frauen sich informieren, wie sie Geld verdienen können, macht das den Männern Angst.“

Die Frauen machen sich Schritt für Schritt auf in ein neues Leben. Jede mit ihrer eigenen Geschichte. „Jeder Mensch ist ein Buch“, sagt Marjan. Und was steht in ihrem eigenen Buch geschrieben? Sie will ungern über sich selbst reden. Als die Frauen gegangen sind, erzählt sie ein wenig: Marjan arbeitete im Iran als Journalistin. Doch irgendwann war das nur noch unter extremen Zensurauflagen möglich. „Die Presse sollte Propaganda für die Regierung machen, da wollte ich nicht mehr.“ Das Schlimmste sei nicht einmal die staatliche Zensur gewesen. „Mit der Zeit beginnst du, dich innerlich selbst zu zensieren, das verändert deine Persönlichkeit.“ Marjan wechselte den Beruf und gründete ihren



eigenen Buchverlag. Als Verlegerin fand sie immer wieder Wege, die Zensur zu umgehen, wurde kreativ bei den Formulierungen in ihren Büchern. Später redete sie darüber mit einer Dresdner Freundin: „Sie wusste sofort, wovon ich spreche. Sie hat mir erzählt, dass man in der DDR zwischen den Zeilen lesen musste. Im Iran schreibt man zwischen den Zeilen. Wir verstehen gegenseitig unsere Erfahrungen.“ Auch im Buchverlag nahmen die Probleme zu, die Zensur ging so weit, dass in Büchern nicht einmal Worte wie „Wein“ oder „Tanzen“ auftauchen durften. Da wurde es Marjan zu viel. Nun ist sie seit sieben Jahren in Deutschland. Sie liebt die Gedichte des persischen Dichters Rumi. Sie liest seine Verse auf Persisch. Manchmal nimmt sie sich dabei auf und unterlegt das Ganze mit stimmungsvoller Musik. Marjan spielt eine der Aufnahmen auf ihrem Handy vor. „In diesem Gedicht geht es um Bewegung, aber nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Es geht darum, immer wandelbar zu bleiben und Veränderungen anzunehmen.“ Ihre schöne Stimme, das vokalreiche Persisch und die berührende Musik klingen durch den nun leeren Raum. Marjan blickt nach draußen, wo der Wind durch die Bäume geht.

Jeder Mensch ist ein Buch, und Marjan liest hier im MEDEA in allen möglichen Arten von Geschichten.



Elke Dawiche und Habib Azizi

„Wir helfen einander wie Bruder und Schwester.“

Elke Dawiche und Habib Azizi sind glücklich, dass sie im selben Haus in der Harthaer Straße wohnen.

Zählt man alles zusammen, dann kümmern sich Elke Dawiche und Habibrahman Azizi, genannt Habib, in ihren beiden Wohnungen in der Harthaer Straße um: zwanzig Mäuse, drei Katzen (Wladimir, Mio und Josi), zwei Hasen (Milchshake und Psycho), eine Bulldogge namens Gorgi und zehn bis fünfzehn Fische.

Elke und Habib haben denselben Hauseingang, Elke wohnt im zweiten Stock, Habib im vierten. Die Harthaer Straße – für viele ein Gorbitzer Problemgebiet – ist den beiden ein Ort, an dem sie glücklich sind, glücklich vor allem darüber, dass sie einander gefunden haben.

Elke wurde 1984 in Bad Muskau geboren, Habib 1983 in der afghanischen Provinz Pandschir. Beide zogen 2017, kurz nacheinander, in das Haus ein, in dem sie bis heute wohnen. Elke damals noch mit Mohamed, von dem sie jedoch seit zwei Jahren getrennt ist und in Scheidung lebt. „Der wollte Habib umbringen“, ist sich Elke sicher. 2019 randalierte Mohamed im Treppenaus und versuchte, Habibs Wohnungstür zu zertrümmern. Habib verstand sich in Mohameds Augen zu gut mit Elke und deren drei Töchtern Lea (12), Josefine (13) und Virginie (19). „Ich habe damals zu Mohamed gesagt: Ich bin Muslim und du auch“, erinnert sich Habib. „Wir Muslime sind wie Brüder, das weißt du, und Elke ist wie eine Schwester für mich.“ Aber Mohamed sah das anders. Er habe ihr vieles verboten, sagt Elke. Auch das Halten von Haustieren. Und das, obwohl sie doch mit Haustieren aufgewachsen ist. „Für die Moslems sind Tiere nicht sauber“, sagt Elke. Aber Habib ist doch auch Moslem und hat trotzdem welche? „Ja, aber der ist ein ganz anderer Moslem.“ Die beiden schauen sich an und lachen.

Wie ist es, in der Harthaer Straße zu leben? „Nebenan in der Sanddornstraße ist jeden Tag die Polizei, aber hier haben wir es ruhig“, sagt Elke. Abgesehen davon, dass manche Nachbarn betrunken herumpoltern, laut Party machen oder ins Treppenhaus pinkeln und es dann auf Elkes Bulldogge schieben.

Elkes Wohnung ist etwas chaotisch, so ein bisschen wie ihr Leben auch. Auf dem Sofa liegen angefangene Häkelarbeiten, Elke macht gern bunte Decken und Figuren. Tochter Lea sitzt auf dem Boden und spielt auf dem Handy. Habib streicht ihr über den Kopf. Bevor er nach Gorbitz kam, lebte er in Altenberg, bevor er nach Deutschland kam, im Iran. Dorthin war er mit seinem Bruder und seinen Zwillingsschwestern geflüchtet. In ihrer Heimat Afghanistan sei die Familie zuvor Opfer eines Bombenangriffs der Taliban geworden, erzählt Habib. Er habe dabei seine Eltern und eine Schwester verloren. Er und seine drei überlebenden Geschwister seien bei dem Angriff teils von Bombensplittern getroffen worden. Habibs linker Wangenknochen habe künstlich wiederhergestellt werden müssen, er hat immerzu Schmerzen in Beinen und Rücken, kann sich schlecht konzentrieren, nicht gut lesen und schreiben. Elke hilft ihm, zum Beispiel wenn Post vom Amt kommt. „Meine Schwester schreibt für mich“, sagt Habib. Für ihn sind Elke und ihre Töchter, aber auch Elkes neuer Freund Silvio und ihre beste Freundin Daniela, zu einer neuen Familie geworden.

Habib hat als Tellerwäscher gearbeitet, war in einer Wäscherei und einer Bäckerei beschäftigt, aktuell putzt er nachts Züge.

Elke sagt: „Ich bin Hausfrau.“ Sie hat einmal eine Lehre zur Elektrogerätechkraft begonnen, dann aber abgebrochen. Vielleicht würde sie die Lehre wieder aufnehmen, wenn sie weniger Schmerzen hätte. Doch ihr macht Multiple Sklerose zu schaffen und die Medikamente, die sie dagegen nimmt, haben starke Nebenwirkungen, unter anderem Müdigkeit.

Habib und Elke, Bruder und Schwester, verbringen viel Zeit miteinander. „Wenn uns langweilig ist, besuchen wir uns gegenseitig“, sagt Elke. „Wir sind immer entweder bei ihm in der Wohnung oder bei mir. Am liebsten sitzen wir auf dem Balkon, gucken raus und dann heißt es: Abschalten.“ Weil Elkes Töchter so oft bei ihm in der Wohnung sind, wollte Habib irgendwann selbst Haustiere. Er ging mit Lea und Josefine in die Zoohandlung und sie kamen mit zwei Hasen zurück. „Das macht sie glücklich“, sagt Habib. Aber auch er habe die Tiere mittlerweile sehr lieb gewonnen, genau wie seine Fische – er hat von Lea ein Aquarium geschenkt bekommen. Seine Drei-Zimmer-Wohnung hat er ganz für sich allein, keine Frau, keine Kinder. „Ich war der Papa für meine Zwillingsschwester, da hatte ich keine Zeit für eigene Kinder“, erzählt er. Habib vermisst seine Geschwister, die er schon lange nicht mehr gesehen hat. Sie leben noch immer im Iran, sind mittlerweile verheiratet und haben Habib zum mehrfachen Onkel gemacht.

Wie fühlt er sich in der Harthaer Straße, die manchen Menschen durchaus ein mulmiges Gefühl bereitet? „Ich bin hier sehr zufrieden und dankbar“, sagt Habib. „Ich fühle mich hier sicher.“ Wer einen Bombenangriff überlebt hat, dem machen ein paar betrunkene oder drogendealende Nachbarn vielleicht weniger Angst.

„Man muss wissen, wie man mit den Leuten hier redet“, sagt Elke. Fühlt sie sich als Frau denn sicher? „Mich fasst hier keiner an! Ich hab' ja auch meistens Gorgi dabei!“ Die Bulldogge knurrt fremde Männer so lange an, bis diese verschwinden. „Es gibt hier Drogen und Waffen, aber ich lass mich nicht unterbuttern“, stellt Elke resolut fest. Und auch für ihre Mädchen sei gesorgt, weil Habib aufpasse. „Mich macht es glücklich, dass ich einen supernetten Nachbarn gefunden habe“, sagt Elke. „Es ist auch ein großes Glück für meine Kinder, dass sie bei Habib in Sicherheit sind.“ – „Und ich habe eine große Familie und viel Verantwortung gefunden“, sagt Habib. „Das macht mich glücklich.“ Teil dieser Familie sind auch alle Mäuse, Katzen, Hasen, der Hund und die Fische. „Tiere machen glücklich“, sagt Elke. „Sie sind immer für dich da, egal welche Laune du hast, und sie beruhigen dich. Wenn eins fehlen würde, würden wir krank werden.“ Auch für Habib sind die Haustiere nicht mehr wegzudenken. Er will demnächst ein Taubennetz an seinem Balkon anbringen, denn er möchte sich einen Kanarienvogel zulegen, der dann in seiner Wohnung herumfliegen kann.





Jayden

**„Manchmal kommen die Gedanken so schnell,
als würde man mich aus einer Laserpistole schießen.“**

Jayden mag die Ruhe im Schulgarten der Laborschule.

Jayden ist neun Jahre alt. Er geht auf eine besondere, eine freie Schule: die Laborschule in Dresden-Gorbitz. In ihr werden Kinder unterschiedlichen Alters gemeinsam in Lerngruppen unterrichtet, handwerkliches Arbeiten und praktische Fähigkeiten stehen im Vordergrund. Laborschulen sind selten in Deutschland, diese hier ist einzigartig in Dresden. Zu ihr gehört ein großes grünes Freigelände mit einem weitläufigen Schulgarten voller Blumen, Kräuter, Gemüse- und Obstsorten. Dieser Schulgarten ist kein Ort, an dem alles akkurat in Reih und Glied wächst: Er ist ein Freiraum mit verwunschenen Ecken. Er ist Jaydens Lieblingsort. Hier jätet er gern Unkraut, gießt die Pflanzen – oder setzt sich in ein Holzhaus unter die Bäume, um für sich allein zu sein.

Warum ist der Schulgarten so wichtig für ihn? Jayden wollte eigentlich unbedingt von seinem Glücksort erzählen, hat aber heute keine richtige Lust zum Reden. Lieber möchte er Erdbeeren pflücken, Salatblätter zupfen und sich dann alles in den Mund stopfen. Seine Mutter Mathilda (35), mit der er in der Nähe der Laborschule wohnt, versucht sanft, ihm auf die Sprünge zu helfen. „Was ist denn das Besondere bei dir, Jayden?“, fragt sie ihn. Während er Schnittlauch abrupft, murmelt er: „Na, dass ich keinen Papa mehr hab.“ Als Jayden sechs Monate alt war, starb sein Vater. Dann kam ein neuer Partner in das Leben von Mathilda und damit von Jayden, sie mussten ihn jedoch verlassen. „Weil der böse war“, sagt Mathilda. Der dritte Partner war lieb, verstand sich auch gut mit Jayden, aber leider verstarb er ebenfalls. „Ich bin zweifach Halbweise“, sagt Jayden.

Mathilda hat ihren Sohn auf die Laborschule geschickt, weil es dort weicher zugeht als auf staatlichen Schulen. „Hier können die Kinder in ihrem eigenen Tempo lernen, es gibt nicht so viel Leistungsdruck für einen sensiblen Jungen, der schon einiges an Rucksack mit sich herumträgt.“ Wenn Jayden sich überfordert fühlt, geht er in den Schulgarten. Ohne einen Erwachsenen darf er nicht dort sein, also fragt er jemanden vom Schulpersonal, der dann mitkommt. Die anderen Kinder sind selten hier, sie streifen lieber über den Schulhof, spielen auf dem Bolzplatz, der Rennstrecke oder dem Bauspielplatz. „Immer, wenn ich herkomme, bin ich allein hier“, sagt Jayden. Manchmal bringt er sich sein Pausenbrot mit, pflückt ein paar Tomaten oder Brombeeren, wickelt sich ein Armband aus Schnittlauch ums Handgelenk: „Essbarer Schmuck!“ Dann setzt er sich in das Holzhaus und futtert seine Ausbeute auf. Der Wind geht durch die Bäume, die Vögel zwitschern. „Hier ist das Meiste nur Natur“, sagt Jayden. „Deswegen mag ich es hier, und weil man von hier die beiden Bienenstöcke sehen kann. Da dürfen wir nicht hingehen, aber man hört sie summen. Ich mag Bienen.“

Wenn er im Schulgarten sitzt und den Bienen beim Summen zuhört, worüber denkt er dann nach? „Über alles Mögliche! Gute Sachen, schlechte Sachen, manchmal, ob ich Rache nehmen soll an jemandem, der mich geärgert hat. Rache nehmen darf man!“ Gefällt es ihm an der Laborschule? „Es gefällt mir gut, nur nicht an allen Tagen.“ Und die anderen Kinder? „Die sind okay.“ Jayden geht viel durch den Kopf. „Manchmal kommen die Gedanken so schnell, als würde man mich aus einer Laserpistole schießen und ich würde sieben Mal um die Welt sausen. Das geht dann so nijung, nijung, nijung!“

Wie ist es, nur zu zweit mit seiner Mutter zu leben? Jayden vergibt einen ausgestreckten Daumen, den er schräg in die Höhe hält: „Mittel, mit Tendenz nach oben“, sagt er. Die beiden werden von einer Familienhilfe unterstützt. „Schon schade, dass kein Papa da ist. Vielleicht bekomme ich irgendwann mal Kinder und dann werden mein Papa und meine Mama wiedergeboren als meine Kinder.“ Wie meint er das? Jayden hat heute keine Lust mehr, das genauer zu erläutern. „So, und jetzt spielen wir Tic-Tac-Toe!“





Bärbel und Martin Müller

„Es ist schön, das Grün direkt vor der Nase zu haben.“

Bärbel und Martin Müller haben zwei Bäume im Gorbitzer Stadtblickpark selbst gepflanzt.



Martin Müller bückt sich zu einem Pflanzenbüschel mit gelben Blüten: „Und das ist der kleine Odermennig. Da hinten wächst der Wiesenknopf und da drüben hab’ ich auch schon mal die Skabiosen-Flockenblume entdeckt, im Frühling blüht dort die Echte Schlüsselblume.“ Seine Frau Bärbel nickt. Müllers waren unlängst im Urlaub, sie haben von einigen Bergwiesen Pflanzensamen mitgebracht und wollen sie hier im Stadtblickpark aussäen, das machen sie ab und an. „Es ist interessant, dann im nächsten Jahr zu entdecken, was gekommen ist und was nicht“, sagt Martin Müller. Der 65-Jährige hat den Verdacht, dass auch andere Anwohner diesem kleinen Hobby nachgehen, denn er entdeckt immer wieder Pflanzen im Park, die er zuvor nicht gesehen hat. Auch viele verschiedene Pilze wachsen hier, die sind Martin Müllers Spezialgebiet. Er ist Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Mykologie und bietet kostenlose Pilzberatungen an. Findet man Pilze, über deren Essbarkeit man sich unsicher ist, kann man ihn anrufen und in seiner Wohnung vorbeikommen, er schaut sie sich dann an. Im Stadtblickpark hat er schon den hochgiftigen Grünen Knollenblätterpilz entdeckt, aber auch Speisepilze wie den Netzstieligen Hexenröhrling oder den Ringlosen Butterpilz. Manchmal so viele, dass es für eine ganze Mahlzeit mit seiner Frau reichte.

Bärbel und Martin Müller interessieren sich schon immer für Botanik; sie kennen sich nicht nur mit Blumen, Gräsern und Pilzen aus, sondern auch mit den Bäumen. Schwarzkiefern wachsen hier im etwa zwei Hektar großen Stadtblickpark, auch Robinien und Esskastanien. Und zwei Bergahornbäume. Die hat das Ehepaar vor etwa dreißig Jahren selbst gepflanzt. Damals noch vor der Eingangstür eines Hauses, das es heute nicht mehr gibt.

Martin und Bärbel Müller lernten sich in den 1980er-Jahren bei der Arbeit im „Arzneimittelwerk Dresden“ in Radebeul kennen, beide waren Facharbeiter für chemische Produktion. 1982 kam ihre erste Tochter zur Welt. Zwei Jahre später zogen sie nach Gorbitz, an den Wilsdruffer Ring. 1985 wurde ihre zweite Tochter geboren. Die Wende brachte im Leben der Müllers einiges durcheinander. Martin, der in einem Champignonzucht-Betrieb angestellt war, erhielt Anfang der 1990er-Jahre sechs Monate lang keinen Lohn mehr. „Es war eine schwierige Zeit“, erinnert sich die 63-jährige Bärbel. „Eine Umbruchszeit. Man sitzt auf dem Arbeitsamt und fragt die Mitarbeiter: Soll ich kündigen oder nicht kündigen?“ Martin kündigte und verklagte seinen ehemaligen Arbeitgeber auf Lohnnachzahlung. Dann arbeitete er beim Landesverein Sächsischer Heimatschutz und half bei der Erstellung des Atlas der Farn- und Samenpflanzen Sachsens. Nach einer Umschulung fand er eine neue Stelle als Physikkaborant an einem Fraunhofer-Institut, Bärbel arbeitete im Heizkraftwerk Nossener Brücke, bei dem mehrfach Betreiber und Name wechselten, später im Wasserwerk.

Der Neubaublock der Müllers wurde 2006 gemeinsam mit einigen anderen abgerissen, die beiden Bergahornbäume ließ man stehen. „Nach der Wende sind viele Menschen von hier weggezogen und haben Einfamilienhäuser gebaut, weil man ihnen Angst gemacht hat vor stark steigenden Mieten“, erzählt Bärbel Müller. „Wir haben das für uns dann einmal durchgerechnet und gemerkt, dass wir bei der geringen Miete in Gorbitz noch so einige Mieterhöhungen durchhalten können, wenn wir einfach weiter hier wohnen.“ Die beiden zogen in die Ebereschenstraße, vor der sich heute unmittelbar der Park erstreckt.



Durch die Entscheidung gegen ein Einfamilienhaus blieb Geld übrig, um interessante Reisen zu machen. Martin und Bärbel Müller wollten sich schon immer gern die Welt ansehen. „Nach der Wende sind wir mit unseren Kindern in jedes Bundesland gefahren, um ihnen Deutschland zu zeigen“, sagt Martin Müller. Dann wurden die Reiseziele ungewöhnlicher. Auf Madagaskar sahen sie Lemuren und Chamäleons, in Borneo beobachteten sie Orang-Utans im Regenwald. „Das ist so ein gewaltiges Erlebnis, das kann einem keiner mehr nehmen“, schwärmt Bärbel. Selbst Nordkorea besuchten die beiden.

Mittlerweile ist Martin Rentner. Bärbel arbeitet nach wie vor im Wasserwerk, sie ist verantwortlich für das Probenmanagement des Trinkwassers. „Eine stressige Arbeit, ständig klingelt das Telefon.“ Zum Jahresende will sie aufhören. Das hat auch mit der Krankheit ihres Mannes zu tun. Bei Martin Müller wurde ein Karzinom diagnostiziert, er hat gerade eine Chemotherapie hinter sich. Der Krebs hat im Leben der Müllers viel durcheinandergebracht. Die beiden wollen noch reisen, nach China, nach Südgeorgien, und sich auf Kreuzfahrt von Kap Horn zum Kap der guten Hoffnung begeben. Sie fragen sich, ob sie auch weiterhin gemeinsam die Welt entdecken können.



Wenn sie nicht reisen, ist der Stadtblickpark ihr Naturerlebnis. Auch in der Corona-Zeit half er ihnen. „Es ist schön, das Grün direkt vor der Nase zu haben“, sagt Martin Müller. Der Park entstand auf Wunsch der Anwohner. Sie wurden damals gefragt, was mit den Freiflächen geschehen solle. Kleingärten? Ein Einkaufszentrum? Man stimmte ab und entschied sich für einen Park. 2008 wurde er eröffnet, er bietet auch Sportmöglichkeiten: Hürden, Barren, Sprossenwand, eine Laufstrecke in Form einer Acht. Müllers gingen früher joggen, Martin machte ein paar Klimmzüge und Kraftübungen. Momentan weiß er nicht, ob sein Arzt ihm das erlauben würde. Doch vieles macht diesen Park zum Glücksort von Bärbel und Martin Müller. Unterhalb befindet sich der Kindergarten, in den ihre Töchter einst gingen. Heute ist er zu einem Wohnhaus umgebaut. Die Töchter leben in Berlin und Frankfurt am Main, weil sie in Dresden keine Arbeit fanden. „Die kommen auch nicht mehr zurück“, ist sich Bärbel sicher. Vieles hat sich verändert, aber im Stadtblickpark ist etwas erhalten geblieben. Die beiden Bergahornbäume sind noch immer da, obwohl die Welt um sie herum eine andere geworden ist.



Jens Kempe

„Hier kann ich einmal pro Woche einfach nur ich sein.“

Während des Corona-Lockdowns fand Jens Kempe Trost in der evangelisch-lutherischen Kirchgemeinde in Dresden-Gorbitz.



Jens Kempe trägt jede Menge Kreuze sowie einen Anhänger mit buntem „Jesus“-Schriftzug und einer kleinen Sonne an seiner Dynamo-Umhängetasche. Um seinen Hals ein Kreuz an einer Kette. „Am 28. August 2021 hab’ ich mich in diesem schönen Gebäude hier taufen lassen“, sagt er stolz und deutet auf das Gemeindezentrum der evangelisch-lutherischen Kirchgemeinde in Dresden-Gorbitz.

Jens wurde 1988 geboren. Im Alter von fünf Monaten hatte er aufgrund einer Gefäßmissbildung eine Hirnblutung, die seinen Körper schädigte. Er leidet unter Spastiken, kann seinen linken Arm und seine Beine kaum bewegen. Insgesamt 23 Operationen musste er sich bisher unterziehen. Doch er lässt sich nicht unterkriegen: Vor einigen Jahren hat er eine Wohngemeinschaft gegründet, in der sechs Menschen mit und vier ohne Behinderung zusammenleben, die einander helfen. Und er hat einen äußerst aktiven Alltag, steht jeden Morgen um 4 Uhr auf, frühstückt, um 5 Uhr kommt ein Pflegedienst, um 6 Uhr ein Fahrdienst, der ihn zu seiner Arbeit in eine Werkstatt bringt, nachmittags ist Jens dann zurück in der WG, entspannt sich oder macht Sport – er ist leidenschaftlicher Boccia-Spieler – außerdem arbeitet er im Hygiene-Museum in der Dauerausstellung „Abenteuer Mensch“, wo er für den Bereich Geschmackssinn zuständig ist und Besuchern erklärt, wie viele unterschiedliche Dinge unsere Zunge schmecken kann.

Während des Corona-Lockdowns war all das nicht mehr möglich, sein Alltag war plötzlich wie der vieler anderer Menschen äußerst trist und eingengt. Jens hatte Glauben nötig: „Ich konnte nicht zu meiner Physiotherapie, konnte nicht zu meinem Sport, Dynamo war auch nicht. Irgendwas muss man sich ja suchen.“ Dann starb auch noch sein Onkel an Krebs, nachdem bereits Jens’ Tante in jungen Jahren an dieser Krankheit verstorben war. „Wenn du so ein Schicksal hast und nicht weißt, was du noch machen sollst, dann suchst du dir einen Ort, an dem du einfach mal bei dir sein kannst.“

Eines Tages war er mit einem Betreuer in der Nähe der Kirche spazieren. „Reiner Zufall“ sei es gewesen, dass sie ausgerechnet hier unterwegs waren. Plötzlich entsann sich Jens, dass sich in der Gegend diese Kirche befand, er hatte früher in der Nachbarschaft gewohnt. Als er das Gebäude gefunden hatte, wollte er es sich genauer anschauen. Er ließ seinen Rollstuhl samt Betreuer an der Straße stehen und näherte sich der Kirche. Dort hing ein Schild mit dem Veranstaltungsprogramm der nächsten Zeit. Jens versuchte, sich die Termine einzuprägen und ging wieder zurück zu seinem Betreuer. Dann war er jedoch unsicher, ob er sich alles richtig gemerkt hatte, lief er abermals zur Kirche, las das Schild, dann ging er zurück. „Drei Mal ging das so!“, erinnert sich Jens. Beim dritten Mal kam plötzlich der Pfarrer aus der Kirche und fragte: „Willst du mal reinkommen?“

Von da an besuchte Jens regelmäßig die Andachten. „Das tat mir richtig gut. Die Menschen hier haben mir geholfen, ich wurde mit offenen Armen empfangen.“ Dennoch hatte er Zweifel: „Ich hab’ mir das nicht zugetraut. Meine Mutter war nicht christlich, sie hat zu mir gesagt: Das brauchst du nicht. Und ich hab’ mich immer von meiner Mutter beeinflussen lassen.“ Durch Freunde habe er dann dennoch angefangen, sich mit Religion zu befassen. Als er in einer Werkstatt der Diakonie arbeitete, habe er dort immer mittwochs an einer Andacht teilgenommen. „So bin ich erst als Erwachsener zum Glauben gekommen. Dabei habe ich mich schon viel früher dafür interessiert.“

Aber dann entschied er sich für die Taufe. Wenn man das als Erwachsener macht, sollte man vorher meist einen Glaubenskurs absolvieren, in dem man sich mit der christlichen Lehre befasst. Eine Reihe von Terminen muss wahrgenommen werden, und auch da spielte bei Jens die Zahl drei eine Rolle: „Ich hab’ drei Anläufe gebraucht, um den Kurs abzuschließen. Beim dritten Mal hat es geklappt!“

Seine Taufe sei „ein wunderschönes, megaschönes Erlebnis“ gewesen, sagt Jens. Heute betet er jeden Abend – manchmal für seine tote Urgroßmutter, manchmal für den Großvater von Stefanie, seiner Verlobten, manchmal für eines von Stefanies Meer-schweinchen, das gestorben ist.

Fast jeden Sonntag kommt Jens ins Gemeindezentrum. „Dieser Ort gibt mir viel, viel Kraft. Hier kannst du alle fünf grade sein lassen. Draußen im Alltag ist es doch oft nur jeder gegen jeden, da gibt es selten Momente, in denen man sich besinnt. Hier kann ich einmal pro Woche für eine Dreiviertelstunde einfach nur ich sein.“



Nejah Husein Abdi

„Viele Frauen hier sehen aus wie ich.“

Die Kita am Westhang hilft Nejah Husein Abdi nicht nur bei der Kinderbetreuung, sondern auch beim Ankommen in Deutschland.



Nejah Husein Abdi kann am Anfang nur schwer Augenkontakt halten. Sie lacht verlegen, lenkt ihre Aufmerksamkeit auf ihren kleinen Sohn Hanad, der vor ihr im Kinderwagen sitzt und fröhlich zappelt. Nejah ist 28 Jahre alt und lebt seit 2017 in Gorbitz. Sie und ihr Mann kamen aus Somalia nach Deutschland. Am Anfang wussten die beiden nicht genau, wohin sie gehen sollten. Italien? Schweiz? Ein anderes Land? Hauptsache Europa. „Wir suchten ein gutes Leben, in Somalia gibt es nur Probleme.“ Als sie in Deutschland eintrafen, war ihre älteste Tochter erst wenige Monate alt; mittlerweile haben die beiden vier Kinder. Für Nejah ist die „Kita am Westhang, Leutewitzer Ring 6a“ in Dresden-Gorbitz ein Ort, der sie glücklich macht. Ihre drei Mädchen gehen oder gingen alle hierher, die Älteste ist mittlerweile in der Schule. Auch Hanad soll eines Tages die Kita am Westhang besuchen.

„Die Erzieher hier sind lieb und haben Respekt“, sagt Nejah. „Meine Kinder bekommen gutes Essen und Bewegung, sie können spielen, klettern, schlafen. Sie lieben den Garten, besonders die Schaukeln und Rutschen.“ Eine Kindertagesstätte, so etwas kennt Nejah aus Somalia nicht. Dort blieben Kinder bis zum Schuleintritt zu Hause, erzählt sie, gingen höchstens in die Koranschule. Die Kita am Westhang mache sie auch deshalb glücklich, weil es ihr die freie Zeit ohne Kinderbetreuung ermöglicht habe, eine Sprachschule zu besuchen. Danach begann Nejah eine Ausbildung zur Verkäuferin. Wenn Hanad in die Kita geht, will sie die Ausbildung wieder aufnehmen.



Nejah trägt ein langes Kleid und Kopftuch. Wie ist es für sie, in Gorbitz zu leben, wo sie anders aussieht als die anderen? „Nein, nein, viele Frauen hier sehen aus wie ich“, sagt Nejah. „In der Kita treffe ich andere Eltern, die nicht aus Deutschland sind, sie kommen aus Syrien, Libyen oder auch Somalia.“ Freundschaften entstehen, Austausch findet statt. Die Kita hat unlängst eine Aktion gestartet, bei der Eltern aus verschiedenen Kulturen den Kindern und den anderen Eltern etwas über ihr jeweiliges Heimatland erzählen. Nächste Woche ist Nejah dran, sie wird gemeinsam mit einer weiteren Mutter über Somalia berichten. Dazu will sie somalische Musik mitbringen, Fotos zeigen und landestypische Kleidung. Und sie wird mit allen gemeinsam ein somalisches Gericht zubereiten: ein flaches Brot namens Canjeero, dazu eine Gemüsesauce. Zusammen mit Tee und Olivenöl ist das ein typisches Frühstück in Somalia.

Nejah bringt jedoch auch sonst ab und an selbstgemachtes Essen mit in die Kita, Reisgerichte oder Süßes. Damit will sie sich bei den Erzieherinnen und Erziehern bedanken. Die Kita am Westhang ist für sie mehr als nur ein Ort zur Kinderbetreuung, die Mitarbeiter unterstützen Eltern aus anderen Ländern auch dabei, in Deutschland anzukommen. „Ich kann Fragen stellen und die Erzieher helfen mir, sie sind alle sehr nett.“

Nun verlangt Hanad lautstark nach Nejahs Aufmerksamkeit. Sie wendet sich ihm zu und gibt ihm etwas zu trinken. Nejah muss los, einer ihrer Töchter geht es heute nicht gut. „Ich fühle mich wohl und sicher hier in Gorbitz“, sagt sie zum Schluss. Wenn sie ihre Ausbildung beendet hat, möchte sie gern in einem Bekleidungsgeschäft arbeiten.



Clara Jacobi und ihre Söhne Nathanael und Nepomuk

„Das Leben ist wie eine Pralinschachtel.“

Für Clara Jacobi und ihre Söhne Nathanael und Nepomuk liegt das Schokoladenglück in der Süßigkeitenabteilung des Mix Marktes für osteuropäische Lebensmittel.

Meterlange Regale voller Pralinen, in buntes und glitzerndes Papier gewickelt, das beim Auspacken leise knistert, darauf Bilder von Rotkäppchen, Braunbären oder Balletttänzerinnen. Nathanael (5) und Nepomuk (3) können sich kaum zurückhalten. Die unteren Etagen der Regalreihen befinden sich auf perfekter Kinderhändehöhe zum Hineingreifen und Herumwühlen. Auf Elternkopfhöhe wiederum hängen Schilder mit sehr vielen Ausrufezeichen: „PRALINEN PROBIEREN IST NICHT ERLAUBT!!!“ Offenbar erliegen hier häufiger Menschen ihren Gelüsten. Nepomuk umklammert einen Euro: Die Brüder dürfen sich heute etwas aussuchen und auch selbst bezahlen. Zwischenzeitlich verliert der Junge die Münze in einem Fach voller Pralinen, Mutter Clara Jacobi (29) hilft beim Suchen und bald ist das Geld wieder da. Die Süßigkeitenabteilung des Mix Marktes für osteuropäische Lebensmittel ist für die drei ihr Glücksort. Mix Märkte kennt Clara aus Nürnberg, wo viele russischstämmige Menschen leben. Sie kauft hier nicht nur Süßigkeiten, sondern auch günstiges Obst und Gemüse.

Clara kam vor vier Jahren nach Gorbitz. Sie ist als Kind mit ihren Eltern oft umgezogen, deshalb fiel ihr der Wechsel in einen ganz anderen Teil von Deutschland nicht schwer. „Ich war immer irgendwo die Neue, musste mich einleben und neu orientieren“, erzählt sie. Als Clara mit Nathanael schwanger wurde, hatten sie und ihr damaliger Freund im Internet nach einem Ort gesucht, an dem zwei Studenten samt Kind noch günstigen Wohnraum finden könnten. Sie waren auf Gorbitz gestoßen. „Wir konnten nicht glauben, wie viel man hier noch für wenig Geld bekommt“, erinnert sich Clara. Bis dato hatten die beiden im Nürnberger Stadtteil Südstadt gewohnt, einem Viertel, in dem es zahlreiche Probleme gibt. „Gorbitz hat mich daher nicht abgeschreckt. Und im Gegensatz zur Südstadt ist Gorbitz nicht zugebaut. Es wirkt einheitlich und hat viel Grün und Freiraum. Ich liebe es, wenn im Sommer alle draußen auf den Wiesen sind.“ Clara hatte noch nie zuvor in einem Plattenbau gewohnt, sie war sofort begeistert: „Wir haben uns zwei, drei Wohnungen angeschaut. Das Praktische war, dass alle gleich geschnitten sind, also mussten wir nur noch entscheiden, welches Haus, welches Stockwerk.“ Die Wahl fiel auf eine Wohnung im Erdgeschoss. „Ich kann meine Kinder vom Balkon aus spielen sehen, wo könnte ich mir das sonst leisten?“

Der Vater der Kinder ist mittlerweile ausgezogen, Clara, Nathanael und Nepomuk machen das Beste aus der neuen Situation. Wenn Clara die beiden von der Kita abgeholt hat, kommen sie am weitgehend verwaisten „Kess“-Einkaufszentrum vorbei, in dem sich als eines der letzten Geschäfte der Mix Markt hält.

Als die drei draußen vor dem Einkaufszentrum stehen und von ihren Süßigkeiten naschen, zeigt sich Nepomuk von seiner heutigen Pralinenwahl enttäuscht. Er drückt Clara eine angebissene Geleepraline in die Hand, sie isst den Rest auf. „Bei Forrest Gump heißt es doch: Das Leben ist wie eine Pralinschachtel, man weiß nie, was man bekommt“, sagt sie und lacht.

Clara hat früher als Hebamme gearbeitet, mittlerweile ist ihr Soziologiestudium abgeschlossen und sie arbeitet an der Technischen Universität in Dresden. Sie hat einen neuen Freund, der in der Neustadt wohnt. Dort werde vor allem individueller Ausdruck zur Schau gestellt, hat Clara beobachtet, die Frage in der Neustadt laute: Wie grenze ich mich von den anderen ab? In Gorbitz gehe es um eine ganz andere Frage: Wie gehöre ich dazu? Clara weiß, dass viele Gorbitzer sich abgewertet und schlechtgeredet fühlen, es sei wichtig für die Anwohner, wie sie anderswo in Dresden wahrgenommen werden. Deshalb freut es Clara, dass die Platte als Lebensort aufgrund der allgemeinen Wohnungsknappheit allmählich wieder aufgewertet wird, obschon sie dadurch steigende Mieten befürchtet. „Ich verstehe den Charme von Einfamilienhäusern, aber die Idee der Platte ist viel sinnvoller. Wenn ich eine ideale Stadt bauen dürfte, dann würde sie sehr wie Gorbitz aussehen.“



Stiftung Deutsches Hygiene-Museum
Lingnerplatz 1
01069 Dresden
Telefon +49 351 4846-0
www.dhmd.de

Direktorin: Dr. Iris Edenheiser
Kaufmännische Direktorin: Lisa Klamka

Konzept und Projektleitung:

Cornelia Reiche! (Foto-Ausstellung) und Kristin Heinig (Stadtteilrundgang),
Deutsches Hygiene-Museum Dresden

in Zusammenarbeit mit JKS Passage

Team JKS Passage: Robert Lewetzky, Beate Hanisch, Sven Nitschke
Projektmitarbeit Deutsches Hygiene-Museum: Viktoria Krason
(kuratorische Beratung), Maja Engesser und Franziska de Vries
(Praktikum), Julia Nowaczyk (FSJ)

Fotos: Tabea Hörnlein
Textporträts: Juliane Schiemenz
Gestaltung: fizzy mint GbR
Ausstellungsproduktion: PIGMENTPOL Sachsen GmbH
Lektorat: Almut Otto

Kooperationspartner:innen in Gorbitz

Die Mitarbeiterinnen des Frauengesundheitsprojekts MEDEA International!,
ein Projekt des Frauen- und Mädchengesundheitszentrums MEDEA e.V.
Das Team des Kinder- und Jugendhauses Juchten
Beratungs- u. Kontaktstelle „Mittelpunkt (DPBV e.V.)“: Jana Kleinschmidt
Omse e.V.: Jürgen Czytrich (Gorbitzer Nachrichten und Westhangfest),
Sören Bär und Wafaa Al Akrad („KulturWeltGorbitz“ des Kinder- und
Familientreffs „Puzzle“)
Quartiersmanagement Gorbitz: Nicole Kreißl und Uta Rolland

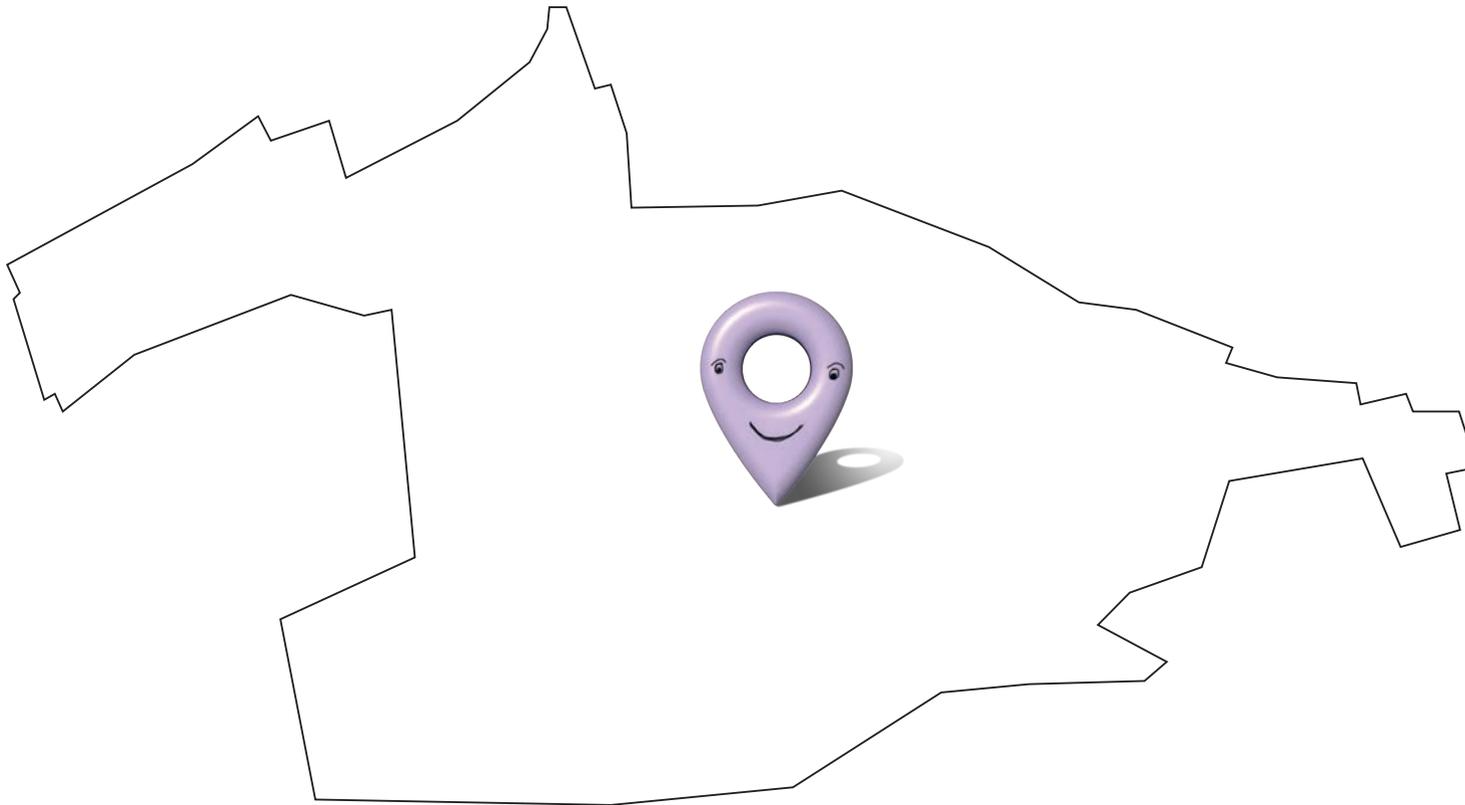
Vielen Dank an Barbara Müller von der SG Westhang – Schreibwerkstatt
Gorbitz, an die Gemeinschaftsgärten Gorbitz, die „Kita am Westhang,
Leutewitzer Ring 6a“, die Laborschule Dresden, den Nachbarschaftshilfe-
verein e.V. und die Philippus-Kirchgemeinde für ihre Teilnahme an
dem Projekt sowie für ihre Beratung und Unterstützung an Maria Geißler,
SUFW e.V. Migrationssozialarbeit; Jenny Matuschke, KiNET Amt für
Kindertagesbetreuung und Katja Radwan-Pytlewski, dresden.karrée.

Datenquelle Gorbitz-Karte: Landeshauptstadt Dresden
Historische Fotos: Sammlung Czytrich

Gefördert durch:

Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien

@ Stiftung Deutsches Hygiene-Museum, September 2023



“
**ORTE
DES GLÜCKS**
”
EIN SPAZIERGANG
IN GORBITZ

Ein Projekt des DHMD und der JKS Passage



Jugend
Kunst
Schule
Dresden

Einrichtungen der
Landeshauptstadt
Dresden



Dresden.
Dresden

Gefördert durch



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien